

Dieser Film soll uns als sogenannter „Frauenfilm“ angedreht werden. Thema: Eine Ehefrau wird von ihrem Mann wegen einer anderen verlassen, besinnt sich – nach Schmerzen – auf sich selbst, wird unabhängig.

Ärgerlich ist gewiß nicht schon, daß der Film von einem Mann gedreht wurde – Gegenbeispiele wären etwa John Cassavetes' Filme – ärgerlich ist, wie die Geschichte so vom New Yorker Schnieken-Milieu eingegoldet ist, daß von ihr ohne diese soliden Geld- und Kunstfüße auch nichts mehr übrigbliebe.

Sämtliche Große-Welt-Klischees werden serviert: schlanke Wesen bewegen sich in teuersten Wohnungen; als Berufe tauchen nur „Galeristen“, „Maler“, „Manager“ und „Psychoanalytiker“ auf, neben dem dienstleistenden Fußvolk; die Klatsch- und Trostgruppe der Freundinnen ist beschränkt und männerfixiert, aber warmherzig. Der Künstler, der sofort als neuer Mann bereitsteht, ist die Sorte geniales Urviech, das Farbtöpfe über die Leinwand schmeißt. Einmal wird schnell der bilderbuch-exotischen Analytikerin was von der 1. Menstrua-

tion erzählt, schon läßt sich's weinen, und dann wieder ins Leben lachen, usw.

Dazu ist das Ganze schrecklich in die Länge gezogen und mit einer Musik zugeschmiert, die überdeutlich macht, daß der Regisseur sich nicht auf seine Bilder verlassen mochte, sondern musikalisch platt verdoppelt. In der Tat fehlen der Story auch die inneren Bögen, die sie aus der Simpelst-Psychologie herausgeben könnten: erst Eheglück, dann Verlassenheitsverzweiflung, dann Ekel über flüchtigen Sex und schließlich neues Liebesglück plus fortschrittlicher Schlenker: sie zieht am Schluß nicht mit ihm in die Wälder, wo er sommers malt, sondern bleibt in der Stadt und im Beruf. Dieser Schlenker erscheint dann – unterm Klischee-Sog – auch nur als ein hübsch-mutiger, alles offen lassender Schluß-Ausblick.

Ein Film, alles in allem, der nichts bewegt und mich nichts angeht. Und – wie gesagt – solche Glitzer-Mythen sollten wir uns nicht als stellvertretende Entlastung für eigene Unzufriedenheiten aufschwätzen lassen. Ausgedachte Heldinnen sind ohnehin wenig strapazierfähig.

Christel Dormagen

Filmbesprechung: Eine entheiratete Frau

Glitzer- leben

Tage im Büro (2)

Die Papiere, Päckchen, Briefe haben einen komplizierten Weg zu durchlaufen – ich hätte mir nicht träumen lassen, daß Bürokratie wirklich so ist. So muß ein Papier viele Zimmer und noch mehr Hände durchlaufen, hier ein Stempel, da ein Haken, Kopie an andere – ehe es endlich in einem der tausend Ordner verschwinden kann. Und da möglichst so, daß es auch wiedergefunden werden kann.

Um die Papiere, Päckchen, Briefe weiterzuleiten – die wir, wenn auch von uns geschrieben, nicht unterschreiben, sondern nur „abzeichnen“ dürfen noch für zwei weitere Unterschriften, und sei der Inhalt noch so banal – oder sie an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen, gibt es Leute, die unseren Weisungen gemäß die Dinge in Umlauf bringen. Mehrmals am Tag schieben sie einen großen Wagen die langen Gänge hin und wieder zurück, beladen mit Dingen, die für sie noch weniger Bedeutung haben als für uns. Ihre Arbeit ist noch reduzierter – nur Adresse- oder Name ist wichtig, das ist der einzige Inhalt. Sie sind die grauen Mäuse, die zu funktionieren haben.

Auch für sie gilt der Spruch, der mit einem bitteren Lächeln Platz findet und die Illusion erzeugen soll, er träfe nicht zu. Auf den Einwurf „ich dachte, daß . . .“, folgt häufig die Erwiderung: „Sie werden hier für's Arbeiten bezahlt und nicht für's

Denken“. Häufig auch zu hören bei unsinnigen Anordnungen. Nun, man fügt sich.

Die Bring- und Wegtragleute sind keine „Kollegen“, sie sind Boten, die manchmal beweisen können, daß die „Kollegen“ doch nicht ganz unten sind. Sie machen kurz die Tür auf, morgens können sie wenigstens „Guten Morgen“ sagen, mittags „Mahlzeit“ und beim letzten Gang „Schönen Feierabend“. Sonst sind sie sprachlos. Sie schlüpfen ins Zimmer, schnell alles hingelegt, anderes weggenommen. Häufig werden sie gar nicht registriert. Manchmal kommen Bemerkungen wie: „Na, Sie bringen doch sicher nichts Gutes“, oder „Ach je, auch das noch“. Reagiert die Angesprochene nicht schlagfertig innerhalb der wenigen Sekunden, die ihr bleiben (und wieviele Türen macht sie täglich auf dem 100 Meter langen Flur auf und schnell wieder zu, um auf dem tristen Gang niemand vorstöhnen zu können, was sie alles zu tun hat), dann schmunzelt das Zimmer, ha, Sieger – sie ist wirklich doof. Klar.

Manchmal rümpft das Zimmer die Nase bei Fr. M., die sich allgemein gut zum Hänseln eignet. Auch ich rümpfe die Nase. Auch mir verschlägt es fast den Atem, ich kann den unangenehmen Geruch von Angstschweiß kaum ertragen. Die Herren finden die rechten abfälligen Bemerkungen. Ich bin feige,

Die Bürobotin

In den meisten Zimmern gibt es je einen Eingangs- und einen Ausgangskorb, meist aus farbigem Plastik – rot: Eingang, grün: Ausgang. In eben diese werden die bearbeiteten Papiere gelegt – von uns, wenn sie das Zimmer verlassen sollen, von anderen, meist Frauen, wenn wir sie bearbeiten sollen.

meine Reaktion beschränkt sich auf Überhören. Bei einem Kollegen sich die Frage zu überlegen, wann denn Weihnachten sei, um ihm eine entsprechende Duftnote verpassen zu können, ist nicht so recht vorstellbar. Haben Männer Schwitzflecken, so ist das männlich und zeugt von ernster Anstrengung. Bei Frauen ist es eklig und läßt eine Schlampe vermuten.

Der Geruch von Fr. M. durchschwebte mehrere Monate keinen Raum. Sie lag im Krakenhaus. Magengeschwür. Danach gab es nichts mehr zu riechen. Sie lief noch lustloser und mit seitlich gesenktem Kopf den Gang entlang, den grausamen Wagen hinter sich herziehend. Alles langsam. „Wissen Sie, mir macht das alles nichts mehr aus. Die haben mich im Krankenhaus so vollgestopft mit Medikamenten, daß mir alles gleich ist. Ich nehm die jetzt auch noch. Die wollten mich operieren, aber nee, das können sie mit mir nicht machen. Mal sehen, wie lange es geht.“ Sie will die Leute im Krankenhaus mit ihrem Wiederkommen strafen.

Nach dem zweiten, längeren Krankenhausaufenthalt erzählt sie mir bereitwilliger von sich und ihrem Leiden. Sie habe jetzt eine gute Psychotherapeutin, die ihr sagte, daß in ihr irgendetwas stecke, an das keiner rankomme. Fr. M. erzählt das mit strahlenden, offenen Augen und einer klaren, hellen Stimme. Die Therapeutin habe auch gesagt, sie fresse zu sehr alles in sich rein. Jetzt habe sie sich angewöhnt, gleich loszupoltern – egal, was die anderen denken mögen. Wir können uns auf dem Flur zulächeln.

Der Bleistiftanspitzer

Eines Tages sitze ich an einem Schreibtisch, der mit der vorzüglichen Einrichtung eines festgeschraubten Bleistiftanspitzers ausgestattet ist. Kollege A. aus seinem Einzelzimmer tritt ein, wünscht allerseits einen guten Morgen und schlängelt sich dann zu dem besagten Bleistiftanspitzer. Und – o weh! – das Ding funktioniert nicht! Das ruft das handwerkliche Talent von H. auf den Plan. Sie stehen beide an „meinem Schreibtisch“, und H. repariert. Als er meint, daß das Ding wieder funktionieren könnte, sagt er zu A.: „So, jetzt stecken Sie ihn mal rein!“ Er wird

lauter (sie sind fast in Tuchfühlung mit mir, das Ganze spielt sich ja an dem Schreibtisch ab, an dem ich arbeite): „Los, jetzt stecken Sie ihn doch rein!“ A. macht das Spiel grinsend mit: „Ja, wolln mal sehen, ob's jetzt klappt.“ – „Ja, na prima, dann kann ich ja noch die anderen reinstecken.“ H.: „Na los, stecken Sie ihn schon rein.“

Es geht doch nur um Bleistifte, hätte ich mich also in anderem Sinne geäußert, so hätte man mir eine „schmutzige“ Phantasie angelastet und mich lächerlich gemacht. Was bleibt mir übrig, als leblos vor mich hinarbeitend dieses männliche Protzgehabe zu erdulden?

Kollege A. beugt sich triumphierend lächelnd und in Charmeurart und Siegerpose zu mir und sagt: „Entschuldigen Sie, daß wir das alles auf Ihrem Schreibtisch gemacht haben.“

Gelächter

Wir sind nur zu dritt. Keiner spricht ein Wort, Papier raschelt, ab und zu rattert die Additionsmaschine, Papier wird bewegt, der Computer surrt unentwegt und lästig. Total. In mir hämmert es, wenn ich bloß Worte fände, um diesen Aktenebel zu durchbrechen – das Schlimmste für mich: kein Wort, das Leblose hat uns unter Kontrolle.

Konzentration auf das, was einen nichts angeht – selbst das Stöhnen findet keinen Raum. Jeder hockt an seiner Zelle Schreibtisch und ist nur noch Inventar. Kaum habe ich geglaubt, daß diese Ewigkeit ein Ende findet. Das Telefon klingelt. T. meldet sich, ärgert sich sehr, daß schon wieder eine Sendung ins Büro unterwegs ist, die eigentlich ganz woanders hin müßte (hinter seinem Rücken stapeln sich schon etliche fehlgeleitete Päckchen und Pakete). Ich bekomme einen Lachkoller, als ich mir vorstelle, wie T. mit traurigen Hundeaugen zwischen einem Haufen von Paketen, Kabeln und anderen Gerätschaften sitzt. H. stimmt in mein Lachen ein. Mein Lachen verselbständigt sich, das Bild ist in mir längst verschwunden, ich weiß nicht mehr, warum ich lache, ich suche nach dem Bild, um weiter lachen zu können, ich will es ausschmücken, nur immer weiter lachen, die Spannung muß weg, ich lache – hilflose – Tränen. Die Erlösung kommt mit dem Kollegen J. Er kommt hereingestürzt – wie immer in Eile – und hat eine private Frage wegen seines Autos – na, wenigstens etwas.

Eva Pink

